

Das grüne Auto.

Espionage-Roman von August Wehl.

(24. Fortsetzung.)

„Ah doch,“ sagte die Gräfin trocken, „wird man also die Liebenswürdigkeit haben. Ich muß sagen, komplizierter sind die Dinge hierzulande bei den Behörden.“

„Das dürfte wohl überall so sein, Gräfin,“ bemerkte Eshor.

„Möglich, ich meine mich nicht aus in diesen Dingen. Uebrigens fühle ich mich nicht wohl. Ich habe so furchtbare Migräne. Und mit Behörden will ich nichts zu tun haben, auch wenn ich gesund bin. Glauben Sie nicht, daß es genügend wäre, wenn ich Ihnen den Empfang des Schmudses befehle und den Findexhorn übergeben?“

„Ich bin leider dazu nicht ermächtigt. Auch ich bin der Polizei gegenüber nur Privatperson wie Sie, Gräfin. Ich werde mich aber erkundigen, ob sich die Sache nicht dadurch vereinfachen läßt, daß ein Beamter hierherkommt, um die Formalitäten in Ihrer Wohnung zu erledigen, da Sie sich unmöglich fühlen.“

„Wenn es schon sein muß, dann wäre mir der Weg lieber. Nur nicht in Amtszimmern verkehren müssen.“

„Ich mache Sie noch aufmerksam, Gräfin, daß jeder Polizeibeamte mit einer gewissen pedantischen Vorsicht vorgehen wird, um so mehr, als es sich hier um ein wertvolles Stück handelt. Es wird wohl notwendig sein, daß Sie ihm beweisen, daß Sie wirklich die Eigentümerin des Schmudses sind.“

„Ja, wie soll ich denn das? Mein Mann, meine Dienerleute können Zeugenschaft ablegen. Genügt das?“

„Ich glaube wohl,“ bemerkte Eshor. „Er erhob sich und bat um das Armband, das ihm die Gräfin nur abgeben wollte.“

„Ich führe jetzt in's Hundsbureau zurück. Heute Nachmittag noch wird ein Beamter bei Ihnen vorbeikommen.“

„Eshor eilte in's Sicherheitsbureau, zu Polizeirat Wurz.“

Er erzählte ihm hastig, was er von der Baronin Sternburg erfahren hatte und was bei der Gräfin in Campobello vorgegangen war.

„Der Polizeirat nickte ihm freundlich zu.“

„Das haben Sie recht gut gemacht. Also eine Amerikanerin ist sie, keine Italienerin?“

„Ja, leider.“

„Warum leider?“

„Ich fürchte — schauen Sie, Herr Polizeirat, ich glaube, dann ist es doch ausgeschlossen.“

„Nichts ist ausgeschlossen, gar gar nichts,“ unterbrach ihn der Polizeirat. „Erstens ist noch gar nichts bewiesen, daß sie wirklich eine Amerikanerin ist, und wenn es auch der Fall wäre, bei diesen exzentrischen Frauen ist alles möglich. Besonders wenn es sich um einen Mann handelt. Nun geben Sie einmal das Armband her.“

Der Polizeirat klingelte und bestellte einen Juwelier, einen Schmiedler aus der Nähe zu holen. Von diesem ließ er den Schmud genau untersuchen und notierte sich die angegebenen Fabrikmarke und Fabrikatorium.“

„Punkt No. 1,“ sagte der Polizeirat zu Eshor, „sie sprach von einem alten Familienerbstück, nicht wahr? Wie Familienerschmudfachen haben diese Fabrikmarke, mein Lieber. In früheren Zeiten wurde nichts in Fabrik gefertigt, sondern jeder Schmied arbeitete für sich in seiner Werkstatt. Also von Familienerbstück kann keine Rede sein.“

Wurz öffnete das Medaillon und bat den Juwelier, die unter einem kleinen feinen Glas befindliche Miniaturphotographie herauszugeben.“

Auf die Rückseite des Bildes war ein Kreuz mit Linde gezeichnet, darunter standen die Worte: 12. Januar 1907.

Wurz legte das Bildchen wieder in den Rahmen zurück und schloß die Spange; der Juwelier wurde entlassen.

Eshor und der Polizeirat waren wieder allein.

Der Polizeirat schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab und paffte die Wolken einer schweren Cigarette vor sich hin. Im Gehen begann er zu sprechen, gleichsam als würde er laut denken:

„Diese paar Worte, die auf der Rückseite des Bildes stehen, sprechen Bände. Mehr als das, sie können ein Todesurteil werden. Die Schrift ist nicht frisch, die Farbe, der Schmud gebet, mußte also schon zu einer Zeit, da wir alle über die Person des Ermordeten noch im Unklaren waren, wissen, wer er ist. Wieso, frage ich, wollte sie, daß Adolf Sternbinger und Giorgio Castellari ein und dieselbe Person sind? Wie konnte sie es wissen, wenn sie nicht mit dem Morde in unmittelbarer Verbindung stand?“

Der Polizeirat war auf seiner Promenade vor Eshors stehen geblieben und fragte:

„Wie sieht es eigentlich aus, diese Campobello?“

„Sie ist eine der Fleurs d'Or-Damen,“ antwortete Eshor. „Die Personenscheine, welche die beiden Käu-

geret. Es liegt eine täuschende Ähnlichkeit vor, aber mein Schmutz ist es nicht.“

„Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ der Polizeirat das Haus der Gräfin.“

In tiefem Nachdenken schritt er dahin.

Auf dem Wege in sein Bureau legte sich der Polizeirat nur die eine Frage vor: Was konnte die Frau veranlaßt haben, plötzlich den Schmud abzugeben, auf dessen Besitz sie so hohen Werth legte, von dem sie sich nie getrennt hatte? Denn daß er ihre war, stand für den Polizeirat fest.

In den wenigen Minuten, in denen sie sich allein im Zimmer befunden hatte, mußte irgend etwas geschähen sein, das sie im Innersten auslöste. Sonst hätte sie nicht so bleich und ältlich geäußert, als er wieder in's Zimmer trat.

Beim Lichte seiner Lampe prüfte der Polizeirat nochmals das Armband. Als er die Emailledecke öffnete, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß das Glas vor der Photographie fehlte.

Und wie seine Blide bei dieser Entdeckung in Gedanken über den Tisch schweiften, sah er das kleine Bildchen des Schmudses in dem Rahmen herausspringen.

Sapperment, daß er das übersehen hatte! Offenbar hatte er Nachmittags im Gespräch mit Doktor Martens vertieft in der Eile vergessen, das Glas wieder aufzusetzen.

Und nun war alles klar.

Die Gräfin hatte wohl, als sie sich allein befand, nach dem Bild blickt, das Fehlen des Glases bemerkt. Und nun, da sie das Armband abgab, ließ sie ihm das Bildchen unter den Fingern der Baronin Sternburg im ersten Augenblick gesahen, ihren Schmud in Händen zu halten — konnte die Gräfin nicht eben so geistlos sein? Dann aber verfolgte man übermals eine ganz falsche Spur, vergebende Zeit, vergebende Mühe.

Weta hatte Armband und Bild von ihrem Bruder aus Turin erhalten. Also in der Zeit, da jener dunkle, verhängnisvolle Roman im Leben des jungen Offiziers spielte. Stammt die gefundene Schmud auch aus jenen Tagen?

Im ja nicht fehlzugehen, beauftragte der Polizeirat den Commissar Doktor Martens mit diesbezüglichen Erhebungen. Es sei kein altes Stück, wurde Doktor Martens versichert, sondern ein Fabrikat jüngerer Datums stelle aber eine vortreffliche Imitation eines alten venezianischen Moders dar.

Da dieses Schmudstück den Ausgangspunkt aller weiteren Recherchen der Polizei bilden mußte, so fuhr Doktor Martens nach Bologna — dahin wies die Fabrikmarke — um weitere Erhebungen einzuschicken.

In Bologna erfuhr er die Polizei um Intervention. Ein beigegebener Beamter legitimierte ihn vor dem Direktor der Fabrik.

Der Direktor bestätigte, daß das Armband ein Erzeugnis seiner Werkstatt sei, stellte fest, daß sechs solcher Armbänder im Jahre 1900 hergestellt, und daß zwei davon ein Jahr später an den Turiner Juwelier Bianchi geliefert worden waren.

Doktor Martens fuhr nach Turin. Gütlichweise führte der Juwelier Bianchi genau Bücher. Nach langem Suchen wurde der Posten gefunden, der von den Armbändern sprach.

Da stand: Käufer: Oberleutnant Giorgio di Castellari. Daneben der Vermerk: Ein abgegebener Lebens bei Fräulein Maria Cincinatti, Circus.

Nach Feststellung dieser wichtigen Tatsachen kehrte Doktor Martens nach Wien zurück und fuhr vom Bahnhofe direkt ins Sicherheitsbureau.

Er wurde sofort beim Polizeirat vorgelesen.

„Na, Gott sei Dank,“ rief dieser, „daß Sie kommen. Wir haben wegen des Armbandes schon Unannehmlichkeiten gehabt. Im Hundsbureau riefmirt eine Dame sich zum Armband als ihr Eigentum. Sie wurde unter allen möglichen Ausflüchten hingehalten. Heute erkläre ich, daß, wenn ihr morgen Vormittag der Schmud nicht ausgefolgt würde, sie sich beim Präsidenten beschweren werde.“

Doktor Martens berichtete dem Polizeirat die Ergebnisse seiner Reise und schloß:

„So halten wir also wieder bei Maria Cincinatti. Zweifellos hat Castellari das Armband der Artistin zum Geschenk gemacht. Wie es in den Besitz der Gräfin in Campobello gelangte, müssen wir nun aufzuklären versuchen.“

Am nächsten Vormittag besuchte Baron Eshor den Polizeirat.

(Fortsetzung folgt.)

— Ermahnung. Wirth (in dessen Saal eine Schmierentwertung stattfand, vor der Lobengrin - Aufführung zum Tenor): „Du, daß Du mir heute nicht wieder so schreibst...“

Berechtigung und Grenzen des Vergnügens.

Wie sollen sich Vater und Mutter stellen zu den Freuden und Lustbarkeiten ihrer Kinder? Darüber sollten sich alle Eltern klar werden, bevor sie in den Fall kommen, Stellung dazu nehmen zu müssen. Denn dann wird ihnen diese Frage, wenn sie dieselbe nicht vorher gelöst haben, manche Verlegenheit bereiten.

Früher, als man noch biblisch-religiös war, hat man in ersten sittlichen Dingen immer die Bibel gefragt. Was sagt nun die in dieser Angelegenheit? Mancher mag überrascht sein, daß sie, soweit es die Jugend betrifft, ein klares und unzweideutiges Ja in Bezug auf die Freuden und den Lebensgenuss sagt, aber er wird es dann wieder umso begrifflicher finden, wenn ein ebenso klares und kräftiges Nein der Erlaubnis beigegeben und damit ein einbüßlicher Vorbehalt gemacht wird.

Zu den Freuden der Jugend gehört zunächst erstens ein Ja. Das müssen sich alle Väter und Mütter vorbehalten, lieber nein sagen. Freilich ist das begreiflich, daß man in Bezug auf die eigenen Kinder lieber nein sagt. Es ist dies auch edler und besser als das Beispiel, das manche Eltern den Kindern geben, wenn sie selber, statt sich des Erziehungs - Erfolges bewußt zu sein, nach den Freuden und Genüssen dieser Welt nachhagen, wie das immer burleske, moderne Gesellschaftes er gewohnt ist. In den Augen erster Eltern treten da eben zwei Gestalten miteinander in Konkurrenz um ihre Kinder, die eine zieht hinaus und sagt ein bedingungsloses Ja zu jeder Freude; es ist die Welt vor dem Auge in Verbindung mit der Welt im Herzen des Kindes. Diese Welt lügt zum Fenster herein in die Stube und ruft: „Kommt! Kommt! und geht mit!“

Aber da ist die andere Gestalt in den Wänden des Hauses, die wacht eifersüchtig über diese, die draußen lockt und anjagend verlockt mit freundlichen und gefälligen Einladungen in allerlei Form, von den Einladungskarten bis hinab zu Zeitungsinseraten, Vergnügungsanzeigen und Plakaten. Diese innere Gestalt ist die Elternliebe und Elternorgue. Sie fürchtet sich vor den Einwirkungen der andern auf das Kind, glaubt nicht sehr hoch in die Atmosphäre hinauf, wo er den Göttern Götzen und Japans mit Höhen von 200 Meter begegnet, zerfällt er an diesen.

Das Zentrum der Taifune bewegt sich östlich von den Philippinen meist in westlicher Richtung, dann nach Nordwesten, hierauf nach Norden, und schließlich nach Nordosten, so daß die Bahn desselben einen großen Haken bildet. Die Taifune treten am häufigsten im September auf, weniger häufig in den Monaten Mai bis November, fehlen dagegen im Januar, Februar und März. Sie kommen vom Stillen Ocean her, aus einer dort häufig auftretenden länglichen Depression, die sich östlich über die Philippinen hin ausdehnt. Der tiefste Barometerstand findet sich natürlich im Zentrum der Taifune und erreicht bisweilen 700 Millimeter, ausnahmsweise sogar noch weniger. Stete Begleiter der tropischen Orkane sind ungleichmäßige Regenfälle, besonders in den inneren Teilen des Wirbels; es fallen dort nicht selten 250 bis 400 Millimeter Regen. Taifune kündigen sich meist durch ungewöhnliche Färbungen des Himmels bei Sonnenauf- und -untergang an, und das Firmament erscheint durch Zirkusfächer verhältlich, dabei ist das Wetter heiß und trocken. Nach Dohbert ziehen gleichzeitig störende oder streifenförmige Cirren aus Osten sowie gegen Norden, und das Barometer steigt zunächst noch etwas. Sonne und Mond werden von Ringen oder Höfen umgeben und grelle Dämmerungsercheinungen treten auf. Der Wind ist schwach oder es herrscht völlige Windstille. Das sind die allgemeinen Witterungszustände, wenn das Zentrum des Taifuns noch etwa 1000 Seemeilen entfernt ist. Näher ist es näher, bis zu 600 Seemeilen Abstand, so wird die See unruhig, viele Wellenmassen, entfernten Gebirgen ähnlich, tauchen am Seehorizont auf, und das Barometer beginnt zu fallen. Jetzt besteht für den erfahrenen Seefahrer kein Zweifel, daß ein Taifun nahe. Der Wind nimmt an Heftigkeit zu und schwerer Regen setzt ein, wenn das Zentrum noch 250 Seemeilen entfernt ist. Näher ist es sich noch mehr, so fällt das Barometer außerordentlich rasch. Wolkenfäden fliegen vor dem heulenden Winde und der Regen gießt in Strömen; kein Segel hält Stand. Gewitter treten dabei selten auf, aber der Sturm braust in tiefen Tönen, gleich entferntem Donnern. Im Zentrum selbst herrscht Windstille und im Scheitelpunkt klart der Himmel auf, aber die See scheint zu tosen, ihre Oberfläche ist zu Schaum zerfurcht und ungeheurer hohe Wellen stellen sich aufeinander.

Nachdem das Wirbelzentrum vorübergezogen ist, legt der Sturm abermals ein, aber aus entgegengesetzter Richtung wie früher, auch treten wieder ungeheuerer Regenfälle auf. Meist ist das Wetter auf der Rückseite des Wirbels noch gefährlicher als auf der Vorderseite.

Taifune.

Die Berichte über schreckliche Verheerungen, welche vor kurzem durch Taifune in gewissen Gegenden Ostasiens angerichtet worden sind, haben die Frage nach dem Wesen dieser Naturerscheinung ein besonderes Interesse verliehen. Der Name kommt her von den chinesischen Worten „tai“ d. i. außerordentlich, und „fung“ d. i. Wind, und bezeichnet Wirbelfürme von größter ordentlicher Heftigkeit. Sie treten in den östlichen Meeren in der Umgebung der Philippinen, der China- und Japansee auf und haben mit andern tropischen Wirbelfürmen große Ähnlichkeit. Meist treten sie auf dem Meere auf, leben auch über kleinere Inseln hinweg, lösen sich aber über dem Festlande rasch auf. Sie kommen übrigens nicht sehr häufig vor, für einen bestimmten Ort oft jahrelang nicht, an Küstenorten Ostasiens nach der Angabe des Meteorologen Dohbert vielleicht einmal in 20 Jahren.

Wie bemerkt, sind die Taifune ungeheure Luftwirbel, in denen der Wind mit rasender Geschwindigkeit um ein bestimmtes Zentrum, wo das Barometer den tiefsten Stand zeigt, weht, während dieses Zentrum selbst über den Erdboden fortbewegt. Im Zentrum herrscht auf einer Strecke bis zu 20 oder 30 Kilometer fast völlige Windstille, außerhalb dieser zentralen „Kerne“ treten sogleich die größten Windgeschwindigkeiten auf, oft von solcher Stärke, daß ihnen nichts zu widerstehen vermag. Bei dem Taifun, dessen Zentrum am 21. Oktober 1882 über Manila hinwegging, zeigte der Windmesser des Observatoriums, ehe er vom Sturm gerührt wurde, eine Geschwindigkeit der wirbelnden Luft von 54 Meter in der Sekunde an, die Maximalgeschwindigkeit war also noch größer. Es ist klar, daß Orkanen von solcher Heftigkeit selbst sehr feste Gebäude nicht zu widerstehen vermögen; nach dem Vorüberzug des Wirbels erblickt man fast nur Ruinen, die Bäume sind entlaubt und entwurzelt, und selbst der beschaafene Erdboden sieht aus, als ob Feuer über ihn hingezogen wäre. Nach Dohbert umfaßt das Gebiet eines Taifuns, nämlich das eigentliche Sturmfeld, mindestens 1000 Seemeilen; dagegen reicht der Wirbel nicht sehr hoch in die Atmosphäre hinauf, was er den Gebirgen Götzen und Japans mit Höhen von 200 Meter begegnet, zerfällt er an diesen.

Das Zentrum der Taifune bewegt sich östlich von den Philippinen meist in westlicher Richtung, dann nach Nordwesten, hierauf nach Norden, und schließlich nach Nordosten, so daß die Bahn desselben einen großen Haken bildet. Die Taifune treten am häufigsten im September auf, weniger häufig in den Monaten Mai bis November, fehlen dagegen im Januar, Februar und März. Sie kommen vom Stillen Ocean her, aus einer dort häufig auftretenden länglichen Depression, die sich östlich über die Philippinen hin ausdehnt. Der tiefste Barometerstand findet sich natürlich im Zentrum der Taifune und erreicht bisweilen 700 Millimeter, ausnahmsweise sogar noch weniger. Stete Begleiter der tropischen Orkane sind ungleichmäßige Regenfälle, besonders in den inneren Teilen des Wirbels; es fallen dort nicht selten 250 bis 400 Millimeter Regen. Taifune kündigen sich meist durch ungewöhnliche Färbungen des Himmels bei Sonnenauf- und -untergang an, und das Firmament erscheint durch Zirkusfächer verhältlich, dabei ist das Wetter heiß und trocken. Nach Dohbert ziehen gleichzeitig störende oder streifenförmige Cirren aus Osten sowie gegen Norden, und das Barometer steigt zunächst noch etwas. Sonne und Mond werden von Ringen oder Höfen umgeben und grelle Dämmerungsercheinungen treten auf. Der Wind ist schwach oder es herrscht völlige Windstille. Das sind die allgemeinen Witterungszustände, wenn das Zentrum des Taifuns noch etwa 1000 Seemeilen entfernt ist. Näher ist es näher, bis zu 600 Seemeilen Abstand, so wird die See unruhig, viele Wellenmassen, entfernten Gebirgen ähnlich, tauchen am Seehorizont auf, und das Barometer beginnt zu fallen. Jetzt besteht für den erfahrenen Seefahrer kein Zweifel, daß ein Taifun nahe. Der Wind nimmt an Heftigkeit zu und schwerer Regen setzt ein, wenn das Zentrum noch 250 Seemeilen entfernt ist. Näher ist es sich noch mehr, so fällt das Barometer außerordentlich rasch. Wolkenfäden fliegen vor dem heulenden Winde und der Regen gießt in Strömen; kein Segel hält Stand. Gewitter treten dabei selten auf, aber der Sturm braust in tiefen Tönen, gleich entferntem Donnern. Im Zentrum selbst herrscht Windstille und im Scheitelpunkt klart der Himmel auf, aber die See scheint zu tosen, ihre Oberfläche ist zu Schaum zerfurcht und ungeheurer hohe Wellen stellen sich aufeinander.

Nachdem das Wirbelzentrum vorübergezogen ist, legt der Sturm abermals ein, aber aus entgegengesetzter Richtung wie früher, auch treten wieder ungeheuerer Regenfälle auf. Meist ist das Wetter auf der Rückseite des Wirbels noch gefährlicher als auf der Vorderseite.



Eine Tunic mit Handtäfelchen. Dieses einfache und außerordentlich modische Tunic-Kostüm ist aus blaßblauer Erpce de Chine gemacht und mit Handtäfelchen in blaßrosa Schattierung verziert. Die Tunic befindet sich über einem Schlepprock aus schwarzem Satin und das Haar ist mit einer reizenden Kappe aus schwarzem, mit Netz besticktem Stoff bedeckt, an dem angedeutet sind Verzierungen von Türkisen und mattrosa Morallen befinden. Wäsche in Winter-Tanzkleider veranlaßt; ein Unterrock aus Satin unter dem durchsichtigen getüchten Stoff macht das Kostüm überaus elegant.

Die Wesleyaner.

Wesleyanische methodistische Genossenschaft in England.

Die Besucher Londons, die mit dem bekannten Parlamentsquartier die Stelle aufsuchen, die gewöhnlich als Mittelpunkt des britischen Reiches bezeichnet wird, nämlich wo sich die Westminster-Abtei, das große Parlamentshaus und die Ministerien von Whitehall gegenüberstehen, werden überrascht sein, neuerdings dort ein gewaltiges Gebäude vorzufinden, das mit den gotischen Bauformen seiner Umgebung ganz im Widerspruch steht. Es ist der neue Wesleyanische Dom von London, amtlich Wesleyanische Zentralkirche genannt und in klassischen Bauformen von Sandstein ausgeführt; die Krönung des Gebäudes bildet eine Kuppel. Trotz des Gegenfuges zu seiner Umgebung entbehrt das Haus infolge seiner Höhe und infolge einer gewissen maßvollen Art der Ausführung nicht der Wirkung, so daß es sich mit Ehren auch an dieser Stelle behauptet. Die Kuppel, die 220 Fuß hoch ist und 90 Fuß Durchmesser hat, ist die drüßigste in London, sie wird nur übertroffen von der Kuppel von St. Paul und der des Reichsausschusses im britischen Museum. Im Innern des Gebäudes befinden sich die Büros für die verschiedenen Organisationen des gesamten Wesleyanismus auf der ganzen Welt, ferner eine große Bibliothek; ein Teil des Hauses enthält auch eine große Halle für Konzerte oder Versammlungen. Die Zentralkirche soll also einen Mittelpunkt für die gesamte Wesleyanisch-methodistische Genossenschaft der Welt sein, und daß der Bau dieses Gebäudes möglich gewesen ist, dessen Kosten auf über 5 Millionen Dollars angegeben werden, beweist die wachsende Mitgliederzahl und der Reichtum dieser Genossenschaften.

Die erste Wesleyanische Genossenschaft wurde 1739 gegründet von dem Pfarrer John Wesley, der sich von der bischöflichen Hochkirche von England trennte und eine besondere Form des protestantischen Christentums gründete, wie einige behaupten, beeinflusst von den auch schon damals weit verbreiteten mährischen Brüdern. Wesley und seine Gesinnungsgenossen, die bald den Namen Methodistener erhielten, suchten, da sie in England viel Anfechtungen zu erdulden hatten, ihre Lehren auf Reisen und in den überseeischen Besitzungen zu verbreiten, und das Missionswesen ist seitdem die besondere Stärke des Methodismus geblieben. Seine Hauptwirkung übte er sonst aus durch den vereinfachten Gottesdienst und durch seine Sonntagsschulen, die jede methodistische Niederlassung begleiten. Natürlich fehlte es hier bei jeder protestantischen Sekte nicht an Spaltungen, und noch heute unterscheiden man primitiv Methodisten, freie Methodisten, Bibelchristen, und die sogenannte Vereinigte methodistische Kirche, die besonders hier in Amerika verbreitet ist. An der Spitze des Ganzen steht eine Konferenz; dieser sind als untergeordnete Center die halb-

Friedrich der Große und der Mühenbild.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in und bei Ströbeln an der Elbe kantonierte, ging er bei gutem Wetter täglich mit dem General von Zielen in dem Garten, der an sein Quartier stieß, spazieren. Bei einem solchen Gange sah er eines Nachmittags, wie ein preussischer Soldat mit einem Sad auf dem Rücken über den Jaun Sprong und hinter ihm her fluchend und westlichen Dollars angegeben werden, befiel: „Meine Mühen! Meine Mühen! Haltet den Dieb!“ Der König vertrat dem Soldaten den Weg und erkundigte sich bei dem mittlerweile vor ihm Posto fassenden Bauern nach dem Vorfalle. „Der Soldat hat eben einen Sad Mühen gestohlen“, fluchte der Bauer. „Seit gestern haben wir nichts zu essen“, entschuldigte sich der Soldat, Friedrich der Zweite griff in die Tasche, reichte dem Soldaten einen Augapfel und sagte: „Da nimm, kaufe Dir Lebensmittel dafür und gib dem Bauer seine kumpanten Mühen wieder, um die er so viel geschrei macht!“ Der Soldat tat, wie ihm geheißen. Der Bauer hielt zögernd den Mühenfad in den Händen und sagte endlich stolz zu dem Soldaten: „Wenn ihm der König einen Augapfel schenken kann, so kann ich ihm auch die Mühen schenken; Barrieren laß ich nicht.“ Laßend blühte der König dem selbstbewußt dahingehenden Bauern und dem Soldaten, der seinen Sad wieder aufheißelt hatte, nach und sagte zu Zielen: „Da haben wir's! Wenn zum zugleich in Generosität wetteifern, dann haben die Spitzhunden den Ruf gegeben.“

Nach Tschudi legen die Indianten von Peru als Postboten in einem Tage ihre 80 Meilen zurück.